

Nr. 287. Bromberg, den 11. Dezember 1936

Ein Mann entlaufen!

Roman von Vera Bern.

Heinrich Römer kann sich zu keiner Denkschärfe sammeln. Er greift zur Brieftasche, zieht den Schein heraus, entfaltet ihn, will ihn Becker übergeben. Er hat nur einen Wunsch, diesen Mann da aus seinem Gesichtsfeld zu bekommen.

Er wirft einen Zufallsblick auf den Schein — seine Augen weiten sich.

Becker starrt ihm dreist ins Gesicht, sagt:

„Ja. Ich habe das getan!"

„Sie haben eine Null an die Zehntausend gehängt? . . . Haben den Schein gefälscht? . . . Haben geschrieben . . . was haben Sie geschrieben?" Mit metallischer, wieder echt Römerscher Stimme liest er den Wortlaut: „. . . an Eides Statt, daß ich in meiner Tätigkeit bei genannter Firma Unterschlagungen in Höhe von 100 000 Mark begangen habe . . ."

„Ja", sagt Becker. „Ich habe mir dadurch, daß mir auf diesem Schein fünf Jahre Zeit für die Rückzahlung des betreffenden Betrages und Schweigen zugesichert wird, Rückendeckung geschaffen für die Tat, die ich in der folgenden Nacht begehen wollte und dann auch begangen habe!"

Römer faltet das Papier zusammen und steckt die auf dem Tisch liegenden zehntausend Mark ein.

„Der von Ihnen unterschriebene Schein bleibt in meiner Tasche, bis Sie die restlichen neunzigtausend Mark zurückerstattet haben!"

Noch dreister ist Beckers Blick:

„Die neunzigtausend sind der Maschinenfabrik Vulkan aus Monaco längst zugestellt worden! Ich weiß das aus dem Munde Ihres Herrn Sohnes, der mir gleichzeitig bestätigte, daß die Angelegenheit hierdurch erledigt ist."

Römer, der das Verlangen fühlt, den frechen Burschen da mit der Faust zu zermalmen wie ein ekles Insekt, donnert Becker an:

„Die neunzigtausend Mark sind — von wem an die „Vulkan" zurückgeschickt worden, Herr Becker?"

Der Kassierer krampft die Hände um den Tischrand:

„Von demjenigen, der ein Interesse daran hat, daß die Öffentlichkeit — bei meiner eventuellen Verfolgung durch die Kriminalbehörde — nicht von dem etwas seltsamen Doppelleben eines gesellschaftlich hochangesehenen, bekannten deutschen Industriellen erfährt!" Und mit greller Stimme: „Ich bitte um meinen Schein!"

Da sich in Römers wie vereistem Gesicht nichts rührt und da Becker fühlt, daß, wenn der Mann da vor ihm nicht will, alles verloren ist . . . fällt alle Kraft von ihm ab.

„Herr Direktor . . . ich bin kein Lump! Glauben Sie mir! . . . Wenn ich den Schein zurückbekomme — ich fühle mich trotzdem als Ihren Schuldner . . . Ich werde Ihnen die neunzigtausend Mark eines Tages zurückgeben . . . ich werde es! Ihnen persönlich . . . ich schwöre es Ihnen! Bei . . . meiner . . . Liebe zu meiner Braut in Berlin! . . . Ich werde mir ein neues Leben aufbauen in Südamerika . . . ich habe schon mein Ticket in der Tasche . . über Genua. Ich trete Ihnen nie mehr vor Augen . . . nie mehr!"

Römer faßt seinen früheren Kassierer scharf ins Auge:

„Sie werden Grasse noch heute verlassen . . .?"

„Ich werde Grasse noch heute verlassen, Herr Direktor!"

„Und reisen nach Genua?!"

„Und reise nach Genua — und von da nach Brasilien!"

„Sie geben Ihr Ehrenwort als — der anständige Mensch, der Sie früher waren?"

„Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort darauf, Herr Direktor!"

Heinrich Römer nimmt den Schein, hält ihn einen Augenblick zwischen spitzen Fingern. Zerreißt ihn dann in vier gleiche Teile: „So!"

Ein völlig anderer steht Becker jetzt vor Direktor Römer.

„Haben Sie Geld für Amerika, Becker?"

Dunkelrot im Gesicht antwortet der ehemalige Kassierer:

„. . . Ich habe noch von dem Geld . . . nicht alles . . . aber . . . genug . . ." und stößt dann heraus: „Darf ich . . . darf ich meine Braut wissen lassen, daß Sie mir verziehen haben?"

Heinrich Römer, nur um sechs Jahre älter als der Mann, der vor ihm steht, schüttelt den Kopf:

„Was sind das für Kleinekinderworte . . . „verzeihen" . . .? Aber wenn Ihnen das noch fehlt zu Ihrer — Ruhe . . . ja, ich verzeihe Ihnen."

Es fehlt nicht viel, und Becker würde Heinrich Römer in Dankbarkeit die Hand hinstrecken. So steht er nur und macht eine ungeschickte Verbeugung und geht.

Eine Minute nach Beckers Weggang tritt Römer im Vestibül des Hotels an die Portierschranke:

„Wenn Direktor Molignon kommt und nach mir fragt . . . sagen Sie ihm, ich wäre abberufen worden und hätte plötzlich abreisen müssen."

Er legt unaufgefordert einen angemessenen Betrag für das Konferenzzimmer auf das Portierpult und verläßt das Hotel.

Er geht die Straße hinab. Zum erstenmal nicht in der geraden, herrischen Haltung, die ihn vor allen auszeichnet.

Er fühlt, daß er die von ihm geschaffenen Verhältnisse nicht mehr ganz meistern kann. Es war eine Kraft von innen, aus ihm heraus, die ihn in alles hineintrieb — jetzt sind es Kräfte von außen, die nach innen zerstören! . . .

In Villefranche war es Becker . . . heute mochte es ein anderer sein . . . übermorgen wieder ein anderer . . . Schluß machen! Selbst freiwillig Schluß machen . . . wieder nur Fabrikherr sein und Genüge finden an dem einen starken Leben! Ehe die Entdeckung seines zweiten Ichs seine innerste, schamhaft verborgene und verrammelte Wesenheit offenbarte und eine Katastrophe herbeiführte, der er nicht gewachsen war! . . .

Aber fahnenflüchtig werden durfte auch sein zweites Ich nicht! . . . Übernommene Verpflichtungen hieß es durchzuhalten. Bis zum 31. Juli mußten die Knochen zusammengerissen werden!

So sank er wieder, von tausend logischen und ethischen Erwägungen gedrängt, in die Zwangsvorstellung zurück, der er verfallen war seit vielen Jahren.

Eine halbe Stunde nach der Unterredung mit Direktor Römer im Hotel de la Gare gibt Alfred Becker auf der Bahnpost von Grasse folgendes Telegramm auf:

Gerda Manz, Berlin, Gartenstraße 1 . . . Habe soeben hier nach Rücksprache mit Direktor Römer bewußten Schein zurückerhalten. Erhoffe auch Deine Verzeihung. Alfred.

Er reicht das Telegrammformular durch den Schalter, läßt es sich gleich darauf wieder zurückgeben:

„Einen Augenblick, bitte. Es fehlt noch etwas!"

Er schreibt statt „Alfred": Alfred Becker und fügt hinzu: Bahnpostlagernd Grasse. Schiebt das Formular wieder durch das Fenster und sagt:

„Es geht R. p. — Rückantwort bezahlt!"

Dann setzt er sich in die Bahnhofswirtschaft. Er fiebert vor Aufregung. Er rechnet sich aus, wie viele Stunden das Telegramm bis zu Gerda braucht, und wann er ihre Verzeihung in Händen halten kann.

Die Antwort wird gerade so eintreffen, daß er in Ruhe und mit Zukunftsfreude in der Seele den Zug nach Genua besteigen kann.

Er bestellt eine eisgekühlte Orangeade, greift nach einer von einem deutschen Reisenden liegen gebliebenen Zeitung. Es ist das erstemal, daß er wieder fähig ist, seine Gedanken auf Gedrucktes zu konzentrieren.

Er liest Leitartikel, Handelsnachrichten, blättert bis zu den Inseraten. Zwei große, schwarzgerahmte Traueranzeigen, die untereinander stehen, fallen ihm ins Auge. Was ist das? . . . Vulkan? . . . Er beugt sich vor, liest:

Heute nacht verschied die Gattin unseres hochverehrten Direktors, Frau

Wanda Römer

im 52. Lebensjahre.

Wir stehen mit tiefer Teilnahme an der Bahre und fühlen den Verlust, den die Familie unseres Chefs erlitten hat.

Berlin, den 10. Juli 193...

Das kaufmännische Personal und die Arbeiter der Maschinenfabrik „Vulkan".

Becker starrt auf das Blatt —: mein Gott . . . und der eigene Mann . . . der es nicht einmal weiß —! . . . Sollte er es ihm mitteilen —? . . . Aber wo fand er ihn um diese Stunde? . . .

Er tat ihm wohl noch einen größeren Dienst, wenn er ihm nicht mehr unter die Augen trat . . .!

Alle Stunde steht Becker auf und geht zum Bahnpostschalter:

„Telegramm für mich gekommen?"

„Non, Monsieur, noch nicht."

Seine Freude fällt zusammen. Angst überkriecht ihn... Und wenn Gerda ihm gar nicht antwortet? . . . Nie? . . . Nie? . . . Wenn es aus ist?! Wirklich aus — für immer!? . . . Was nützt ihm dann alles, was er getan? Was soll er dann mit seinem Leben? . . .

Er sieht auf die Bahnhofsuhr: in fünf Minuten geht sein Zug! In fünf Minuten!

Ein letztes Mal steht er vor dem Schalter. Er fragt nicht mehr. Er steht nur da und sieht den Beamten an.

Der greift in ein Seitenfach:

„Voilà, Monsieur! Vor einer halben Minute gekommen!"

Becker reißt das Telegramm auf, während er auf den Perron läuft. Er liest es auf dem Wagentrittbrett des Zuges, der schon das Abfahrssignal erhielt:

Eintreffe bei Dir in Grasse morgen mit Nachtzug.

Gerda.

Becker springt vom Trittbrett des schon anfahrenden Zuges. Das Telegramm zittert in seiner Hand. Als hätte er Schüttelfrost.

Sie kommt! Gerda kommt! Zu ihm! Alles gut! Alles wieder gut!

Sein Glücksgefühl ist so stark, daß er schwankt wie ein Trunkener.

Er geht in das kleinste Hotel am Platz, um Römer nicht in den Weg zu laufen.

Er nimmt ein Zimmer. Er wirft sich angezogen aufs Bett.

Er tut kein Auge zu die ganze Nacht.

Gerda Manz ging müde und freudelos vom Arbeitsnachweis nach der Gartenstraße.

Es wurde Zeit, daß sie eine neue Stellung bekam. Das ihr von Fehling ausgezahlte Monatsgehalt würde nicht ewig vorhalten.

Doch was sie mehr bedrückte als alles andere — es war die Erkenntnis, daß sie für Hans Römer nichts anderes gewesen war als eine kleine Angestellte, die der Zufall ihm — im Zusammenhang mit dem Geheimnisvollen, das seinen Vater umgab — in den Weg geworfen hatte. Als es sich erwiesen, daß ihre willige Hilfsbereitschaft nichts zur Klärung beigetragen, hatte er sie fallen lassen — hatte es vielleicht nicht einmal erfahren, daß sie nicht mehr zum Personal der Maschinenfabrik „Vulkan" gehörte! . . . Und wenn er es erfahren hatte, so ahnte er nicht, daß im letzten Grunde er selbst die Veranlassung zu ihrer fristlosen Entlassung gewesen war!

Der Mutter hatte sie erklärt, es sei „Abbau", und man benötigte sie nicht mehr.

Ganz entsetzt hatte die Mutter dreingesehen; so schlecht stünde es also wirklich mit den großen Fabriken in Deutschland, daß sogar dem „Vulkan" das Telephon abgeschnitten sei? . . .

Um endlosem „Plaudern" zu entgehen, war Gerda wie damals, nach jener bei Ernst Müller verbrachten schlaflosen Nacht, wieder auf die Straße hinunter gegangen und hatte sich irgendwo in die Nische einer kleinen verstaubten Konditorei gesetzt, wo sie vor einer Tasse Schokolade eingeschlafen war. Nun kam sie also wieder vom Arbeitsnachweis nach Hause. Wieder würde ihr die Mutter stundenlang mit angstvollen Augen gegenübersitzen! . . . Der Gedanke an Hans Römer brachte Gerdas Herz nicht mehr zum Schlagen. Auch dieses Kapitel ihres Lebens lag abgeschlossen hinter ihr. Nichts hatte sie mehr zum Sich-drauf-freuen. Nichts zum Darauf-hinleben. Ärmer fühlt sie sich, als ehe sie Becker kannte.

Während sie durch den Hof ihres Hauses, durch Portal 2 auf Eingang 3 zuging, warf sie, wie immer, einen Blick zu ihrem Fenster hinauf, sich zu vergewissern, ob sie den grauen Kopf der Mutter sah, die Stunden und Stunden in ihrem Lehnstuhl am Fenster saß.

Was war denn das?

Die Mutter stand im Fensterrahmen? . . . Sie hielt ein Blatt Papier in der Hand? . . . Sie signalisierte mit Fingern und Händen zu ihrer Tochter in den Hof herunter, daß eine Nachricht von Alfred gekommen war? . . . Hatte sie recht verstanden: von Alfred? . . .

Gerda lief so rasch die Treppe hinauf, daß ihr beinahe der Atem versagte, als sie auf dem letzten Treppenabsatz der Mutter das Telegramm aus der Hand riß.

Sie las es. Einmal. Zweimal.

„Mutter!" Sie schrie es heraus, obwohl doch die Mutter nur das Gesicht der Tochter sah und nicht begreifen konnte: „Mutter . . . ich bin ja so glücklich!"

Gerda zerrte die Mutter in die Wohnung herein brach in einen Strom von Tränen aus:

„Wenn du wüßtest, wie glücklich ich bin!"

Fassungslos starrte Frau Manz auf ihre Tochter: die nassen Wangen, die strahlenden Augen? Dann verstand sie: armes Mädel, hatte sich verzankt gehabt mit dem Bräutigam . . . und nun war alles wieder gut! Er hatte telegraphiert — na, Gott sei Dank! . . . War ihr auch lieber. War immer noch besser, einen Kassierer zum Mann zu haben, der überall Stellung finden konnte, als den jungen Chef einer großen Fabrik, die so heruntergewirtschaftet war, daß sogar das Telephon abgeschnitten werden mußte!

Sie strich der Tochter über den Kopf: . . . ja . . . es gab auch allerlei Aufregungen damals, bevor sie ihren Georg geheiratet hatte . . . hatte auch Krach und Versöhnungen gegeben, auch wenn sich alles nur leise zwischen Fingern und Händen abgespielt hatte!

Gerda riß sich von der Mutter los:

„Ich muß wieder fort, Mutter. Ich muß gleich fort . . . weiß noch nicht, wann ich wiederkomme!"

Wieder sprach sie lautlich, ohne begleitende Gebärden, und ließ die Mutter in Unbegreifen zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Kasper im Schnee.

Eine vorweihnachtliche Geschichte aus den schlesischen Bergen.

Von **Hans-Eberhard v. Besser.**

Werner Bechtholdt ging mit umdunkelter Stirn durch die Räume des kleinen Hauses, das, hart an die Hochsteinlehne geduckt, im Brausen des Windes lag. Fern drüben über dem Kamm des Riesengebirges zogen die Nebel, grau und schneeträchtig ballte sich das Gewölk. Erster Schnee lag matt und weiß im schwarzen Geäst der Tannen.

Der junge Maler blickte flüchtig hinaus, doch die Bilder da draußen fanden nicht zu ihm. Er sah den schmalen, sich zum Dorf hinabschlängelnden Weg hinunter — nichts war vom Postboten zu sehen.

Bechtholdt ging durch das Atelier, der Geruch von Farben und Leinwand, sonst sein Lebenselement, fiel ihm auf die Nerven. Er wanderte ruhelos durch die niedrige Wohnstube mit den geschnitzten Bauernmöbeln, dem blanken Zinngeschirr an den Wänden. Schneidend griff ihn die klare Winterluft an, als er das Schlafzimmer durcheilte. In der Badestube rannte er mit dem Kopf gegen feuchte, aufgehängte Bademäntel, unterdrückte einen wütenden Ausruf. Ruhelos hielt er Ausschau, keine Spur von dem Postboten — zum Teufel! — wie lange brauchte der gute Mann in München zu seinem Entschluß. Vor 14 Tagen schon hatte ihm der Ausstellungsleiter geschrieben, daß ein Käufer in Sicht sei — verflixtes Warten!

In der kleinen Küche stand Ina am Herd. Der Mann sah durch die halbgeöffnete Tür. Rasch drehte er sich um und stolperte fast über die blaue Perserkatze, die lautlos um seine Füße schlich. Das war auch so eine Schmarotzerin. Sie kostete Geld, viel Geld — und dabei war doch alles im Hause am Hang so wunderschön! Aber wo blieb der Postbote, wo die Nachricht aus München, wo der Auftrag von Leuten, die sich malen lassen wollten? Der eine hatte im Augenblick keine Zeit zum Sitzen — der andere ging gerade auf Reisen, Frauen waren wetterwendisch, versprachen dies und das, heute so, morgen so — und er —er durfte warten!

Da endlich ... Wie gut kannte Bechtholdt den schlürfenden Schritt! Mit einem Satz war er auf der Diele, riß dem verdutzten Beamten fast die Post aus der Hand. Ina kam. Mit ungestümer Hast warf er Zeitungen, Drucksachen, Anpreisungen von Wein und Zigarren durcheinander, prüfte die Briefe — nichts — nichts! Ein Brief der Mutter Inas und einige Belanglosigkeiten, sonst nichts. Keine Entscheidung, warten, warten — zum Donnerwetter!

Mühsam beherrschte sich Bechtholdt. Ina vertiefte sich in ihre Briefe, aber nach einem Blick in das von Unruhe und Enttäuschung erfüllte Gesicht des Mannes begann sie vorzulesen. Ihre Stimme war ruhig, von weichem Alt, Werner hörte nur mit halbem Ohr. Was kümmerte es ihn, daß Tante Amalie umzog, daß die Wohnung im Erdgeschoß ihrem Rheuma nicht zuträglich gewesen, daß Böhme die Schwiegereltern besucht, der Sohn des früheren Hauswirtes, daß Wäsche im Garten hing und es zu regnen drohte. Er erstickte fast an dem Alltag. Er sah auf Ina, die, von der Weihe kommender Mutterschaft umfangen, schöner denn je war. Irgend etwas fiel ihn an, wie so oft in letzter Zeit, es drückte ihn nieder. Er ging ins Atelier, versuchte zu arbeiten, warf aber bald Pinsel und Palette hin — er mußte hinaus.

Verantwortung, Verantwortung hieß das, was ihn packte — sie würden ein Kind haben, ein Kind!

Mit keuchender Brust stieg der Mann bergan. Der Schnee knirschte unter dem dumpfen Aufschlagen der Bretter. Die Skistöcke klirrten. Der blaue Schal tanzte ihm um das Kinn. Die Stirn glühte. Er empfand den eisigen Wind als Wohltat. Schneetreiben setzte ein. Das Geäst der schwarzen Tannen bog sich. Werner Bechtholdt merkte es nicht. Gewölk trieb über den Kamm. Nebel zog. Stapfend mühte sich der Maler bergan. Er achtete nicht auf Weg und Steg. Preisgegeben war er, dem Sturm und dem Leben. Hart zog sich sein Mund zusammen . . .

Die Dämmerung fiel früh hernieder. Der Sturm schwieg. Ruhig sanken die Flocken in die große, gottnahe Stille. Zeit und Stunde vergessend, glitt Bechtholdt in sachter Fahrt eine Berglehne hinunter, gewann die sanft ansteigende Waldstraße, deren weltferne Abgeschiedenheit durch die Spur breiter Schlittenkufen Leben gewann. Da wirbelte etwas vor ihm her, das er mit seinem Skistock emporgeschleudert, etwas Buntes — Loses, jetzt blieb es zu seinen Füßen im Schnee liegen, er hob es auf. Ein Kaspar, ein lustiger, bunter Kaspar, mit spitzer, roter Mütze, mit baumelnden Beinen in blauen Höschen und einem gelben Sammetwams. Sorgsam geschnitzt das Gesicht mit den gepinselten Bäckchen. Ein schlichtes, kleines Kunstwerk, wie es die Leute droben in den Hütten am Hang für den Hirschberger Kindelmarkt schufen. Werner Bechtholdt sah nachdenklich die dämmerblaue, totenstille Waldstraße hinunter — und lächelte flüchtig! Da war auch einer, der keine Geduld gehabt, der nicht abwarten gekonnt — und nun lag er da, hilflos und klein, und wußte nicht mehr ein noch aus. Kindheitserinnerungen flatterten leise und behende heran. Warten — ja warten! Er hatte es schon als Junge nicht gekonnt, hatte sich um manche Überraschung gebracht, wenn er vorwitzig durchs Schlüsselloch geblickt. „Du mußt warten lernen", hatte ihm die Mutter oft gesagt. Und jäh dachte Bechtholdt an Ina, an die Frau, in der das große, stille Warten gleichsam Gestalt geworden. Das Lächeln um den Mund des Malers vertiefte sich, während er auf zischenden Kufen talnieder sauste.

Weiche Wolle glitt durch die behutsamen Hände Ina Bechtholdts, und als sie jetzt den Blick hob, sah sie im letzten, silbergrauen Licht, scharf umrissen, die Gestalt ihres Mannes, der mit wehendem Schal talnieder fegte. Brausekopf! Wie lange war er ausgeblieben! Er hatte sich gründlich ausgetobt! Sie kannte das schon — Geduld — Warten waren Dinge, die er nicht gutheißen wollte. Alles mußte mit Leidenschaft gehen. Sinnend betrachtete die Frau den Pendel der alten Standuhr, die einst in der großväterlichen Mühle die Lebensstunden der Altvordern durchmaßen. Bald tönte ihr tiefer Schlag in ein neues Leben, trug den Nachhall des vergangenen in ein junges Sein.

Gekränkt hob Mira, die blaue Perserkatze, den Kopf, als die Schneeschuhe des Malers hart gegen die Wand des kleinen Bauernhauses polterten. Mit einem Satz war sie auf dem Vorsprung des großen Kachelofens und setzte sich in Positur.

Wärme — Friede — Ina — Bechtholdt beugte sich zu seiner Frau nieder. Heiter legte er den Kaspar vor sie hin.

„Ina, bleib sitzen! Ich will jetzt nichts essen. Ich muß arbeiten. In zehn Minuten kannst du kommen und sehen."

Und als Ina das Atelier betrat, sah sie das Bildchen. Ein Weihnachtsmann mit schwerem Sack kam durch den verschneiten Wald. Rehe äugten aus der Dickung — doch der neugierige Kaspar, der sich aus dem Sack gewagt, lag im Schnee auf einsamer Bergstraße.

Ruhig skizzierte Bechtholdt. In ihm war es friedvoll still. Eine Karte für die Menschen draußen in der Welt sollte es werden. Sie würde Weihnachtsgrüße in die Häuser tragen, Freude bringen.

Sie würden ein Kind haben — ein Kind! Er aber konnte arbeiten, arbeiten. Seine Schultern waren stark. Ohne aufzusehen, griff er nach der Hand der Frau. Und Ina konnte in seiner Seele lesen.

„Ein kleiner Kaspar, auch einer, der nicht abwarten konnte — der Weihnachtsmann verlor ihn, und ich — ich brachte ihn heim", sagte der Maler, ohne von der Arbeit aufzuschauen.

Draußen wurde es Nacht. Weiß lagen die Berge im Schnee.

„Das erste Spielzeug für unser Kind —"

Werner Bechtholdt hörte die Stimme Inas. Sie schwang wie eine feine Glocke. Stumm sahen sie durch das Fenster. In den großen überwältigenden Frieden der winterweißen Bergwelt traten zahllose Sterne.

Wandlung.

Skizze von **Rudolf Olbricht.**

Klack! machte die Tür und fiel ins Schloß.

Hermann Balzner schrak auf und lauschte auf die sich entfernenden Schritte, als wäre es etwas Besonderes, daß seine Stenotypistin in den Feierabend schritt. Das wußte er nur zu gut, und doch gerade heute schlug es eine neue Saite in ihm an. Jetzt wäre wohl Zeit und Gelegenheit gewesen, sich noch einmal auszusprechen über die Erlebnisse, die Friede Laum von ihrer KdF-Fahrt mit heimgebracht. Wie lieb hatte es geklungen, als sie auf seine gelegentlichen Fragen — selbstverständlich rein dienstlicher Art — dann meinte: „Das würde auch Ihnen mal gut tun, Herr Balzner!"

Gleichsam zur Antwort darauf nickte der Bureauvorsteher Hermann Balzner vor sich hin. Und neben der scharfen Falte auf seiner Stirn sah man einen Zug von Trau-

rigsein, wie er Menschen eigen ist, die noch nicht zum Frieden mit sich selbst und ihrer Umwelt kamen. Allein, wie stets, mußte er denken — hier allein — daheim in seiner einfarbigen Junggesellenstube allein — immer allein! So war es von Kindheit an gewesen, weil das Leben schon früh mit rauhen Händen zugriff, so daß er menschenscheu und mißtrauisch wurde und nur das Wort Arbeit im Sinn vom Dienst und der Pflicht verstand. Nichts anderes — keine Erholung, keinen Urlaub, keine Gemeinschaftsfreuden — nichts! Mit der Uhr in der Hand zur Arbeit und heim! Immer würde es so sein! Er seufzte, als er an die freudige Miene seiner Stenotypistin dachte. Wer sich auch einmal so freuen könnte, einmal so lachen, einmal mittun! Mit ihr, mit Friede — und als ob ihm der Gedanke den Atem verschlüge, klappte er das Kontobuch zu, schloß ab und ging heim. —

Anderen Tages lag eine Werbeschrift über Urlaubsfahrten auf seinem Arbeitstisch. Er blätterte hin und her, las, schaute voll Unruhe auf, legte energisch das Blatt wieder zur Seite, sah mißbilligend Friede Laum als die Täterin an und — kam doch nicht los davon. Ärgerlich wollte er auffahren, als seine Stenotypistin freundlich lächelnd erklärte: „Sehen Sie, solch schöne Reisen kann man haben für wenig Geld. Hätten Sie nicht auch mal Lust? Die Alpenfahrt müßte wunderschön sein!"

Der Bureauvorsteher verkroch sich sichtlich in sich, er wagte nicht aufzublicken, als wären seine geheimen Gedanken vom Abend vorher dem Mädchen offenbar. Mit einem unverständlichen Geknurr verließ er seinen Platz und verschwand im Betrieb. Friede Laum sah mit Befriedigung, daß er das Blatt verstohlen an sich nahm, und helle Freude erfüllte sie darüber. So kam es auch wohl, daß ihr Auge Balzner ermutigte als er gelegentlich so nebenher fragte: „Ist das wirklich Ihre Meinung, Fräulein Laum?"

Als das Mädchen dann nickte und aufmunternd sagte: „Versuchen Sie es nur mal!" — da kam auch schon wieder die alte Scheu über ihn: „Nein, es geht nicht, die Arbeit — wozu auch!"

Weitere Gegenrede schnitt sein plötzlicher Arbeitseifer ab.

Und dann geschah das Sonderbare, Unglaubliche: Der Bureauvorsteher Hermann Balzner fuhr mit in die Berge! — —

Keinem machte die Zeit Zugeständnisse, und so saß auch eines Tages Hermann Balzner wieder an seinem Arbeitsplatz. Friede Laum wußte ihre Neugier kaum zu zügeln, wie das Gemeinschaftsleben ihn geformt haben mochte. Seltsam verändert schien ihr der Mann! Freier das Auge, freier die Bewegungen. Freundlich reichte er seiner Mitarbeiterin die Hand, und sie war eigentlich etwas enttäuscht, daß damit alles abgetan sein sollte.

Später, in der Feierabendstunde, sprach er dann doch. „Schauen Sie, Fräulein Laum, es hat mich gepackt und ergriffen, als ich zum ersten Mal diese steinernen Giganten betrachten durfte. Es zerschmetterte mich förmlich in meiner menschlichen Kleinheit vor solcher Größe und Erhabenheit. Einsam, so unsagbar einsam und — verlassen kam ich mir vor in der Gewaltigen Schatten. Und ich bereute in der Tat die Fahrt!"

„Oh", meinte das Mädchen und wappnete sich zum Widerspruch.

Hermann Balzner sah sinnend vor sich hin, und verhaltener, weicher klang jetzt seine Stimme, wie benommen noch von der nun folgenden Erkenntnis: „Sehen Sie, da waren nun die vielen Menschen um mich, alle dem Alltag entrissen, auf die Freude und das neue, fruchtbare Erleben gestellt! Sie schauten wie ich, trugen wie ich ihre Not hinaus und suchten einen neuen Menschen — sich selbst und ihre Seelen, die deutsche Seele in der deutschen Heimat! Sonderbar! Da schien es mir, als stiegen die Berge von ihrer Höhe herab, herab in den Kreis dieser Gemeinschaft, mit uns zu sein, ein Glied von uns, einer dem andern Freude in ihrer Stärke zu schenken! Da wuchs in mir ein köstlicher Lebenswille riesengroß, und ich fühlte mich frei und froh und — glücklich!"

Seine Augen glühten, und ein feines Lächeln spielte um seine Lippen.

Hermann Balzner erhob sich, dehnte die Arme einem ungewissen Etwas entgegen und sprach wie abwesend vor sich hin: „Fräulein Friede, Sie werden es mir nicht glauben wollen, in jener Stunde dachte ich an Sie, der ich doch letzten Endes das alles verdankte. Und eine Sehnsucht rief in mir, eine Sehnsucht nach der Freude und dem Leben, nach Erlösung aus meinem Einsamsein und — — —"

Wie es nun eigentlich gekommen war, wußten sie später beide nicht zu sagen — jedenfalls hielten sie sich fest in den Armen. Für sie war Feierabend!



Bunte Chronik

Acht Hunde gewinnen einen Prozeß.

In Chikago starb unlängst eine sehr vermögende alte Jungfer. Bei der Testamentseröffnung ergab sich zum Entsetzen der erbberechtigten Verwandten, daß die Erblasserin ihre acht Hunde als Universalerben ihres Geldes eingesetzt hatte. Das Testament wurde angefochten. Doch schlossen sich auch die nunmehr steinreich gewordenen Vierfüßler zu einer Erbengemeinschaft zusammen und ließen sich durch einen geschickten Rechtsanwalt vor Gericht vertreten. Es gab einen sehr harten Kampf. Der Prozeß ging durch zwei Instanzen, bis endlich die acht Köter ein ohrenbetäubendes Siegesgeheul anstimmten. Sie hatten den Streit gewonnen. Das Gericht verkündete, daß der letzte Wille der alten Dame unbedingt beachtet werden müsse. Nun fragt es sich, ob die dollarschweren Hunde ihrerseits schon jetzt ihren Anwalt zum Alleinerben erklären werden, für den Fall, daß er sie alle miteinander überlebt.

*

Operation „siamesischer Zwillinge".

Aus Newyork wird gemeldet:

An den 28jährigen „siamesischen Zwillingen" Lucio und Simplicio Godino wurde hier eine operative Trennung durchgeführt, hauptsächlich um einem der beiden zusammengewachsenen Zwillinge das Leben zu retten. Lucio Godino, der an einer Lungenentzündung erkrankt war, starb, während sein Zwillingsbruder die Operation bisher gut überstanden hat und vermutlich am Leben bleiben wird. Die Operation dauerte 45 Minuten und gestaltete sich sehr schwierig, weil eine Verbindung zwischen den beiden Wirbelsäulen bestand.



Lustige Ecke

Der verdrehte Hals.



„Was hast du denn gemacht?"

„Ja, weißt du, ich versuchte den Titel zu lesen auf einer Grammophonplatte, die gerade gespielt wurde!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.